2013/09 Dossier

https://jungle.world/artikel/2013/09/verfuehrt-und-verlassen

Die italienischen Neofaschisten von »Casa Pound«

Verführt und verlassen

von **Ulrich van Loyen**

Über Casa Pound, die Vergangenheit und die Gegenwart des italienischen Faschismus. Eine Sondierung von Ulrich van Loyen

1
»Eine tote Mutter gebiert Monster«, lässt Pier Paolo Pasolini seinen Protagonisten im Film »La Ricotta« (1962) sagen, einen Mann, der des Hungers stirbt, während in der idyllischen Campagna ein barocker Kreuzigungsfilm gedreht wird. Die tote Mutter ist natürlich Rom, und die Monster sind sowohl jene, die als nouveau riche über die Via Veneto flanieren, als auch die, die von ihrem Mitleid leben. Vierzig Jahre später hat sich die von Pasolini vorhergesagte Monstrosität, nicht zuletzt gemeinsam mit dem für die Vereinheitlichung des Landes verantwortlichen Fernsehen, so weit durchgesetzt, dass sie längst niemandem mehr auffällt. Die spätrömische Dekadenz der Bunga-Bunga-Parties eines ehemaligen Ministerpräsidenten verdeckt aber die Gründe dieser Entwicklung, nach denen man auch heute noch suchen sollte. Die Kehrseite der Monstrosität ist die Angst. Die tote Mutter nämlich – als anwesende Abwesenheit, wie das Philosophen so gerne nennen: als ständiger Blick auf vergangenen Glanz und Gloria, der immer wieder vergeblich beschworen wird – lässt sich entweder aushalten durch die Hypertrophie ins Absurde, Maßlose (das gerade dadurch einlädt, in Maßen maßlos zu sein, aber das ist eine andere Geschichte), oder sie mündet in die Depression der Unzugehörigkeit, der Epigonalität, der Bedeutungslosigkeit. Von dieser Angst vor der Auslöschung soll hier berichtet werden.

2
Lazio Rom besitzt einen denkbar schlechten Ruf als Club präpotenter Vorstadtfaschisten. Zwar ist es der älteste römische Fußballverein und auch der einzige, der sich 1926 der von Mussolini angestrebten Fusion zu einem Großclub namens AS Roma widersetzte, aber das wissen nur Wenige. Lazio ist ganz gewiss der Club der testoni, der Dickschädel mit markigen Sprüchen und geballten Fäusten, der Verein für grell geschminkte Frauen weit über der Blüte ihrer Mädchenjahre, die gemeinsam mit ihren übergewichtigen, vom Marihuanarauch ihrer Sitznachbarn eingehüllten Kindern die Arme zum römischen Gruß ausstrecken und singen: »Avanti ragazzi di Buda/Avanti ragazzi di Pest«, ein Lied, das an die 1956 beim Ungarnaufstand getöteten Studenten erinnern soll. »Wir sind keine Faschisten, wir sind nur Antikommunisten«, erklären die Sänger treuherzig, und ihr »Nomina Dresda« gemahnt an die Opfer des 13. Februar 1944, die dem Lied zufolge, historisch unkorrekt, vom »slawischen Stern« vernichtet worden

seien statt von „angloamerikanischen Terrorbombern“, wie der NPD-Bundesvorsitzende Holger Apfel sich auszudrücken pflegt. Die Rechten im Stadion neigen zu schwerblütigen Melodien und schiefen Bildern, aber der offenkundig dunkelhäutige Junge in der Reihe, der weint, weil Miroslav Klose einmal mehr knapp am Pfosten vorbeizog, wird von den weißen Frauen emsig bemuttert und getröstet.
Überhaupt fällt auf, dass die römische Rechte internationalistisch gesonnen ist, jene in Schutz nimmt, die sie auf der halben Welt unterdrückt glaubt (einschließlich der arabischen Palästinenser), und dem Außenstehenden auf diese Weise vielleicht die Frage nahelegt, inwiefern sie sich denn überhaupt von der Linken unterscheidet. Wer diese Frage einem italienischen Historiker stellt, könnte jene Nummern von L’Unità aus dem Jahr 1937 in die Hand gedrückt bekommen, in denen sich Palmiro Togliatti, der später von 1947 bis 1964 Generalsekretär der Kommunistischen Partei Italiens war, an »unsere Brüder in den schwarzen Hemden« wendet, an jene, deren gerechtfertigter Zorn sie in die Arme Mussolinis getrieben habe, eines früher eifrigen Lesers der Schriften von Wladimir Iljitsch Lenin. Togliatti hielt links oder rechts hauptsächlich für eine Frage der besseren oder schlechteren Erziehung.

3
Ich erinnere mich an die frühen Jahre des 21. Jahrhunderts, an meinen ersten Aufenthalt in Rom. An ein blondes Mädchen, das mich an die Micol aus Vittorio De Sicas Film »Der Garten der Finzi Contini« gemahnte, aber viel burschikoser war. Das All-Italian-Girl eben. Ihre Eltern und Verwandten lebten in Rufnähe auf einem der Hügel im Nordwesten, eine gute Gegend, nicht protzig. Sie waren Gäste aus aller Herren Länder gewohnt, der Vater schrieb phantastische Geschichten und kannte alles von Jorge Luis Borges. Ihre Tageszeitung war Il Secolo d’Italia, das Parteiblatt der damals noch bestehenden rechten Alleanza Nazionale, die 2009 in Silvio Berlusconis Parteienbündnis »Volk der Freiheit« aufging. Am Kühlschrank klebte Mussolini, mit diesen aufgeworfenen Lippen und dem kahlen Kopf, ein ständiger Schrei nach Revolution. Die Schwester der Mutter, dickköpfig, abruzzesisch, in deren Räumen noch viel mehr und vor allem weniger ironisch platzierte Mussolinis anzutreffen waren, lobte mir gegenüber den Opus Dei, den Duce und den Rechtskatholizismus, weil »ich nicht mit der Gemeinde Händchen halten muss, um das Mysterium der Wandlung zu erleben«, sondern weil die Wandlung selbst die Gemeinschaft herstelle. Alles andere sei Blasphemie. Und ein Priester, der die Gläubigen wie Zuschauer behandle, sei ein Schauspieler. Sie wolle aber echte Gottesmänner und Staatsmänner. Staatsmänner, die, das füge ich hinzu, ein Volk nach ihrem Bild schaffen.
Die übrigen Alt- und Reformfaschisten, die sich der Offenherzigkeit dieser Frau ein wenig schämten, bildeten eine Burg, so wie es unter Familien- und Gesinnungsmitgliedern in Italien üblich ist. Man ging bürgerlichen Berufen nach, erreichte hohe Positionen in Staat und Verwaltung. Ein Großvater war in Rumänien Botschafter gewesen; man hatte lange in Uruguay gelebt. Fallschirmspringen war Familiensport, die Töchter taufte man Folgore, Stella, Livia – imperiale Namen. Aber der Vater erfreute sich an seltsamen Gesteinsformationen und die Mutter mochte die schwarzen Priesterkandidaten, mit denen eine Tochter befreundet war. Die mütterliche Familie, die aus einem Bergort stammte, hatte sich gegen Ende des Krieges entzweit: Der eine Bruder war zu den Partisanen gegangen, vor denen die anderen deutsche Wehrmachtssoldaten versteckten. Achtzehn, neunzehn Jahre seien diese alt gewesen, schüchterne blonde Jungen. Ganz anders dann die Amerikaner, die mit breiten Schritten über das Kopfsteinpflaster marschierten.
Ich erinnere mich, gelesen zu haben, wie der für sein Buch über Theresienstadt berühmte Schriftsteller H. G. Adler in einem Brief vom Mai 1938 aus Mailand von der Inkonsequenz der

Italiener berichtet, die einerseits die Rassengesetze Mussolinis guthießen, andererseits ihn selbst als einen »guten« Juden und »guten« Freund bezeichneten. Jeder persönlich bekannte Jude war ein guter Jude, alle übrigen fielen eben unter dieses merkwürdige Gesetz. Ich habe daran denken müssen, als ich den Freundeskreis der erwähnten Familie betrachtete. Einmal wollte ich ihr Verhalten als caritas romana deuten, aber dann hörte ich den Vater sagen – den, der wie Borges schreiben wollte und doch nur wie Dino Buzzatti schrieb, den, der Il Secolo d'Italia abonniert hatte und der bizarre Steine liebte –, ihm gefielen besonders die Türken und die Rumänen. Außerdem erzählte er, wie er in den achtziger Jahren in Libyen als Angestellter der staatlichen Ölförderung Wein im Kinderwagen geschmuggelt habe. Aber auch die Libyer seien ein großes Volk. Nur um etwas weniger einfallsreich als die Italiener, die die kreativsten Köpfe aller Zeiten besäßen.
Ich erinnere mich auch, dass die deutschen Kunsthistoriker (vor allem die aus dem protestantischen Bürgertum) das Genie Dantes, Michelangelos oder Raffaels mit dem Einfluss der Schwaben zu erklären suchten, die im 12. Jahrhundert den Süden unterworfen hatten und deren Erbgut sich in der Renaissance endgültig entfaltet habe. Diese Theorie der verzögerten biologischen Durchsetzung eines im Grunde deutschen Michelangelo sollte die Italiener vor sich selbst retten, die im 20. Jahrhundert noch zu großen Teilen mit den Fingern aßen, schrieben und zählten.

4
In der »Enciclopedia Italiana« von 1922, dem Jahr des Marsches auf Rom, wird der Faschismus definiert als »uno stile« – als eine Haltung, als Stil. Von seiner Geschichte und seiner Ideologie – Führerprinzip, wirtschaftlicher Korporationismus, Nationalismus – ist erst vom zweiten Absatz an die Rede. Als stilbildend galt zu jenen Tagen mehr noch als Mussolini der kleine Mann aus Pescara, der mit dem edlen Schnauzbart und den waghalsigen Flugmanövern: Gabriele D'Annunzio, Dichter, Eroberer, Liebhaber schöner Frauen, in dessen Epos der bemerkenswerte Vers auftaucht: »In See zu stechen ist notwendig/Überleben ist nicht notwendig.« D'Annunzios Werk war um 1922 so gut wie abgeschlossen, er war schon ein Denkmal seiner selbst, ein ernüchterter Ästhetizist, den seine rasche Anpassung an die künstlerischen und politischen Salons erstaunte, weil er selbst sie einem abruzzischen Emporkömmling wohl am wenigsten zugetraut hätte. »Uno stile« eben – Haltung ist alles. Diese Definition hat ermöglicht, dass der Faschismus entweder als Folklore oder als ideologieübergreifende Uniformierung betrachtet werden konnte. Und dass man stets einen Unterschied machen konnte zwischen dem offiziellen Faschismus und dem Leben der Leute, das von diesem unberührt gelebt worden sei. Die in der jüngeren Literatur über die Jahre vor 1945 anzutreffende Darstellung der Italiener als Opfer Hitlers – auch Mussolini, der unter dem Druck des deutschen Patrons 1938 seine Rassengesetze erließ, wird zu den Opfern gerechnet – gründet sich auf dieser Zweiteilung des »Stile«.
Die nationalistische Organisation Casa Pound, die seit 2003 vom römischen Esquilino aus eine Art Reconquista anstrebt, greift nicht ohne Grund auf diese Anfänge des italienischen Faschismus zurück. 2003 im Mai beschallte nachts eine Gruppe junger Männer auf einem Lastwagen die Straßen rund um den Bahnhof Termini mit der Nationalhymne. Sie brachte die chinesischen, vietnamesischen, indischen, rumänischen, südamerikanischen und westafrikanischen Bewohner des Viertels um ihren Schlaf und sollte die Widerstandskraft der verbliebenen Italiener erwecken. Mit zunächst unauffälliger Unterstützung des römischen Bürgermeisters und einiger zu Geld gekommener Funktionäre der Alleanza Nazionale wurden Stockwerke eines leerstehenden Hauses durch angeblich 14 Familien »besetzt«, ein »Centro Sociale« wurde eingerichtet und in den futuristischen Lettern der Vorkriegszeit der Name CASA

POVND aufgesetzt. Der amerikanische Dichter Ezra Pound, auf den der Name sich bezieht, hatte im kapitalistischen Wucher die Ursünde der Menschheit ausgemacht, das »internationale Finanzjudentum« attackiert und dem Faschismus gehuldigt. Dafür verbrachte er nach der Besetzung Italiens durch die Alliierten einige Zeit in einem Käfig in Pisa, fast wie eine Allegorie auf Kafkas Hungerkünstler. Pounds Erben haben gegen die Verwendung seines Namens erbittert und vergeblich protestiert. Casa Pound wählte eine Schildkröte mit einem Oktagon auf dem Rücken als Wappentier, auch dies ein Hinweis auf die literarische Avantgarde: Die Pariser Dandys um die Jahrhundertwende imaginierten sich Spaziergänge auf den Boulevards mit der langsamen Schildkröte an einer Leine. Subversiv, chic, in Eigenzeit leben – das war die Botschaft. Am Anfang tat Casa Pound das gleiche wie die linken »Centri Sociali«, die Orte des zivilen Zusammenseins, der gegenseitigen Hilfe und der Diskussion: Man veranstaltete Konzerte (die Band Zetazeroalfa, die schon Jahre zuvor im rechten Milieu auftrat, wurde zur Hausband erklärt), Debattenabende (unter anderem mit Ex-Mitgliedern der Brigate Rosse oder dem von der rechten auf die linke Seite gewechselten Autor Antonio Pennacchi, dessen Roman »Canale Mussolini« jüngst in Deutschland reüssierte), man organisierte Lesungen und begann sich um die sozialen Belange des Viertels zu kümmern, indem man Decken und Essen an Obdachlose verteilte. Eher von anderen als von ihr selbst wurde Casa Pound als Ausdruck eines »Fascismo del terzo millennio – Faschismus des dritten Jahrtausends« verstanden. Der Begründer, Gianluca Iannone, ein bärtiger Glatzkopf, den sein Erscheinungsbild sowohl für einen Benediktinermönch als auch für den Anführer einer Rockergang qualifiziert, betreibt im Viertel die viel gepriesene Antica Hostaria da Angelo. Wie der römische Bürgermeister wurde er in den Kreisen der Traditionsfaschisten sozialisiert – das heißt, in den »Campi Hobbit« genannten Jugendgruppen und in den Kellern unter den Ruinen der Nero-Villa auf dem Oppio-Hügel. Die Traditionsfaschisten – eine innerhalb der organisierten Rechten immer kleiner werdende Gruppe – berufen sich bis heute auf den »wahren« Duce, auf das sozialreformerische und revolutionäre Anliegen des sogenannten »Linksfaschismus«, der dem Kriegsdiktat und dem Einfluss der Deutschen geopfert worden sei. Iannone tritt seit Jahren in verschiedenen rechten Zirkeln auf; er ist gut bekannt mit Funktionsträgern der Alleanza Nazionale, die in Berlusconis »Volk der Freiheit« ihre höhere Integrationsstufe gefunden hat, und versuchte die Casa Pound erst eindeutig am rechten Rand zu positionieren, bevor er sie als jenseits von rechts und links etikettierte.

Als Mitglieder der Casa Pound 2008, um einen nationalen Kongress zur Vereinigung der Rechten zu organisieren, das Hauptquartier der Mussolini-Nachfolgepartei, der Fiamma Tricolore, besetzten, bedeutete dies das Ende bestehender Doppelmitgliedschaften in rechtsextremen Organisationen. Seitdem ist Iannone die »Haltung« wieder wichtiger als die Genealogie. Es folgten Aktivitäten im Sinne der proklamierten »Identitätspolitik« (die Unterstützung der Karen in Thailand, Zusammenarbeit mit rechten ungarischen Gruppen), eine mehrfach wiederholte Absage an Rassismus und Antisemitismus (der Doppelmord eines toskanischen Casa-Pound-Mitglieds an zwei Senegalesen wurde als durch »Geisteskrankheit« motiviert bezeichnet, jüngst hieß es: »Rassismus und Antisemitismus bringen uns zum Kotzen, wie die Richter in der Politik«), und teilweise bizarre Interviews. Sie zeigen Iannone als einen Menschenfänger, der die Reizmechanismen einer nach 20 Jahren Berlusconi entleerten (»emozioni!«) und antiintellektuellen Medienöffentlichkeit verinnerlicht hat. Dabei gelingen ihm markante begriffliche Neubesetzungen, die die Journalisten perplex zurücklassen. Eine Kostprobe aus L’Epresso vom Februar 2012:

»Irre ich mich, oder stimmt es, dass du dich als ›Faschisten des dritten Jahrtausends‹ de-

finierst?«
»Ein Journalist hat mir diese Bezeichnung verpasst, aber ich muss sagen, dass ich mich darin durchaus wiederfinde.«
»Also stimmt es, dass Ihr Neofaschisten seid?«
»Aber mitnichten. Der Faschismus war eine Revolution, die einzige, die tatsächlich in diesem Land stattgefunden hat, und die, wie ich es heute sehe, eine fortschrittliche Vision des Zusammenlebens, der Kunst, der Ernsthaftigkeit, der Ironie hervorgebracht hat. Der Faschismus hat geschaffen, während der Neofaschismus sich immer nur in erster Linie in ein Ghetto einschloss und verteidigte. Wir wollen aber schaffen.«
Diese Entgegensetzung von »schaffendem« Faschismus und defensivem Neofaschismus hat im rechten Lager Tradition. Faschistische Gruppen streiten in Italien seit jeher um den »richtigen« Faschismus, das führt zu handgreiflichen Auseinandersetzungen (wie unter den Lazio-Ultras der Curva Nord), zur ständigen Neugründung von Publikationsorganen und zu obskuren ideologischen Allianzen. Iannone kann etwa auf den inklusiven Charakter des ersten Jahrzehnts hinweisen, indem er daran erinnert, dass Mussolinis erster Finanzminister, Guido Jung, ein Jude gewesen sei. Da es in Italien keine »Meistererzählung« von der eigenen Geschichte der letzten 50 Jahre gibt – nach dem großen Misserfolg jener »Meistererzählung« der Vereinigung von 1861 auch kein Wunder –, fallen die Deutungen jeweils perspektivisch aus. Friedrich Nietzsche als Autor des Traktats »Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben« hätte hieran seine Freude gehabt (er wird in Italien sowieso häufiger zitiert als andernorts in Westeuropa). Die Geschichte eines »guten« und eines »schlechten« Faschismus kann schließlich in Anschlag gebracht werden gegen die herrschende reformistische Rechte im Rathaus: Der Bürgermeister hat neue Wohnungen versprochen und stattdessen die Rechte der Hausbesitzer gestärkt. Er wollte den Kampf gegen die Kriminalität aufnehmen und es gibt bis heute nur zwei funktionierende Videoüberwachungen (für Rom-Touristen: sie befinden sich in den Stationen Termini und San Giovanni). Und dass die chinesischen Händler von ihrer Mafia unter Druck gesetzt werden (deren Chef ein schmutziges Attico an der Piazza Vittorio bewohnen soll), sei Ergebnis der xenophoben Ignoranz der Stadtregierung. Iannone verkündet, die nach Italien gekommenen Einwanderer seien in erster Linie Opfer der Finanzjongleure, des einheimischen Geldadels und der Werbung. Aber dagegen setzt er nur das hausbackene Wirtschaftskonzept des Korporationismus, der durch Verbände kontrollierten Unternehmerschaft und der Verstaatlichung von Banken.
Im unlängst gedruckten Programm der Gruppe fehlt natürlich nicht die Forderung nach dem Austritt aus dem Euro und der Rückkehr zur Lira. Wofür man wieder einen starken Staat brauche, mit dem sich die Menschen identifizieren könnten. Die Positionen changieren zwischen links und rechts, das Recht auf Selbstbestimmung ist schließlich auch der italienischen Linken mit ihrem Dauereinsatz für die Palästinenser recht und teuer (und der Verfasser wunderte sich nur kurz darüber, dass der Kontakt zu den oberen Chargen von Casa Pound über einen Bekannten aus der linken Pro-Palästina-Szene erfolgte, der einmal erklärt hatte, es handele sich bei dieser um gelebte mediterrane Solidarität). Ende Januar, als Berlusconi im Fernsehen Mussolini für dessen Wirtschaftspolitik lobte, nahm ihm Iannone in der italienischen Huffington Post den Wind aus den Segeln: Berlusconi sage nur, was die übrigen Italiener auch dächten. Die Rassengesetze seien nur eine aus dem Krieg erwachsene falsche »Notwendigkeit« gewesen, der Krieg eine Verschwörung der Großindustrie.
Das Problem der italienischen Medien im Umgang mit den extremen Rechten ist, dass sie sich ausschließlich auf deren Haltung zur Vergangenheit kaprizieren. Mit der Schulbildung, dem

liberalen Konsens und der schlecht aufgearbeiteten Mussolini-Ära ist man als Interviewer selbst ein leichtes Opfer, das jederzeit als Sprachrohr des Mainstreams enttarnt und diskreditiert werden kann. Die programmatischen Punkte selbst bleiben unbefragt, und dies hat mit dem verletzten Stolz zu tun, mit dem inzwischen auch in großen Gazetten wie La Rpubblica oder Corriere della Sera diskutierten Eindruck, »die Anderen« könnten es besser. Und es hat damit zu tun, dass die Krise für die Mittelklasse einstweilen weniger ein Faktum als ein wirkungsmächtiges Gefühl ist, mit dem man seine sonstigen Sorgen und Malaisen scheinbar rationalisieren kann. Die Italiener haben, nicht selten in Form von Immobilien, immer noch die höchsten Pro-Kopf-Rücklagen in der Euro-Zone. Für die, die auf Einkünfte durch Erwerbsarbeit angewiesen sind – zuvorderst die Jugendlichen und die Zuwanderer –, stellt sich die Situation anders dar. Sie können die Miete nicht mehr zahlen und ziehen zurück zu ihren Eltern. Statt Familien zu gründen, hocken sie mit ihren fidanzati auf dem Sofa wie die Vögel auf der Stange, mit gestutzten Flügeln und den Schnäbeln im jeweils anderen Gefieder. Die Altvorderen haben ihnen alles genommen, und doch bleibt ihnen alles zu verdanken. Gerade jetzt, wo die Unterstützung und das Bedauern umfassend, geradezu einlullend ausfallen. Der Infantilisierung der öffentlichen Rede folgt die des kollektiven und privaten Sentiments auf dem Fuß. Das erstickt die Mobilität und macht die regressive Protestkultur der No-Global-Bewegung populär.

5

Viele Italiener, so der Schriftsteller Ermanno Rea in seiner 2011 erschienenen Studie »La Fabbrica dell’obbedienza«, fürchteten sich vor »Enteignung«. Religiös verstehe man darunter die Gefahr der Besessenheit, sozial die des Statusverlusts und der Armut, sexuell die der Impotenz. Und historisch die Furcht, nicht Subjekt, sondern Objekt der Geschichte zu sein. All diese Ängste, so Rea, prägten Italien spätestens seit der Gegenreformation. Im Wahlkampf für den Februar 2013 wurden sie ausagiert; gegen die Franzosen und die Deutschen, aber, das muss erwähnt werden, so gut wie gar nicht gegen Migranten aus Ost und Süd. Die Krise brachte im Gegenteil das gefeierte italienische Stürmerduo El-Shaarawy – Balotelli hervor, dessen Wurzeln nach Afrika reichen. Diesen immer wieder aufflammenden Gemeinsinn sucht man sonst in Europa vergebens. Seine Intensität scheint aber das Ringen um politische Lösungen zu verdecken, indem er diese als etwas Sekundäres ausweist. Dadurch reduziert sich »echte« Politik auf die Verwaltung der kleinsten zwischen den Parteien bestehenden Unterschiede. Die großen gehören zur Rhetorik. Wenn darum von der deutschen Regierung oder der deutschen Presse der Ruf nach »pragmatischer Politik« in Italien ertönt, verkennt das die Lage. Nirgends ist Politik so pragmatisch wie dort.

6

In Prati, dem im Turiner Stil Ende des 19. Jahrhunderts errichteten Viertel im Rücken des Vatikan, treffen sich an einem Sonntagabend die Bewohner der Vorstadt, aber auch Albaner, Rumänen und die Jeunesse Dorée der Rechten zu einer Demonstration gegen die Regierung Monti und gegen den IWF. Die Auseinandersetzung um Geld und Arbeit wird, wie andernorts auf Häuserwänden, mit den Begriffen von »Würde« und »Ehre« geführt. Sie erfolgt also feudalistisch (Ehre ist transitiv gemeint: man erweist sie, und sie wird einem erwiesen; jemand, der nicht die ihm eigentümliche Ehre erfährt, ist ausgeschlossen und kann sie auch keinem anderen mehr erweisen). Sie gründet auf der Notwendigkeit des geehrten und ehrenden Menschen. Vermutlich bleibt dieses Modell mit dem angelsächsischen Kapitalismus unvereinbar. Die Demonstrierenden stören die Ruhe der Wohlhabenden in Prati, sie schrecken die Leute aus den frommen Spaziergängen nach den Sonntagabendgottesdiensten auf mit ihren schlechten Manieren, dem theatralisch-unflätigen romanesco, dem Kindergeschrei. Sie tragen die Fahne des MSE –

Movimento Sociale Europeo –, einer weiteren Splittergruppe des »Linksfaschismus«. An der Spitze des Zuges stehen Kameras und Journalisten, sie blicken zurück wie auf ein historisches Relikt. Jemand legt vorsichtig eine Fackel zwischen Journalisten und Zug, etwas bengalisches Feuer wird arrangiert, die Kameraleute stürzen sich darauf und fotografieren die auf sie zukommende Gruppe durch den Rauch. Am nächsten Tag glaubt man anhand der Zeitungsbilder einem Reenactment des Marsches auf Rom beigewohnt zu haben.
An einem strahlenden Samstag im Januar ist eine Demonstration der Casa Pound an der Piazza Vittorio angekündigt. Aber statt des gefürchteten Mobs des »Blocco Studentesco« (der Jugendorganisation der Gruppe) sind nur eine Handvoll Leute zu sehen. Ein italienischer Urbanethnologe – wie viele seines Alters wirkt er in einer der zahlreichen Initiativen mit, die gleichzeitig Forschung, Journalismus und konkrete Verbesserungen der Lebensumstände bezwecken, aber vor allem stellungslosen Neulingen eine Plattform bieten – weist mich auf die vier Stände hin, an denen von freundlichen Damen Werbeblätter ausgegeben werden. Daneben halten zweifelhaft aussehende Männer Transparente hoch, deren Aufschriften sich wiederum sehr anständig-konservativ geben. Eines spricht im Namen eines »Komitees der lokalen Kaufleute und Bewohner«, es zeigt einen blühenden Baum im Kreis der Trikolore. Wie sich beim Rundgang durch die ansässigen Traditionsgeschäfte herausgestellt, hat noch niemand von diesem Komitee gehört. »Das ist Politik, wir haben damit nichts zu tun.« Ein früheres Komitee, das der Alleanza Nazionale und später den Berlusconi-Parteigängern nahestand, habe sich inzwischen aufgelöst. Allerdings fällt auf: Von 20 Geschäften um die Piazza Vittorio kündigt ein Viertel die Geschäftsaufgabe an. Manchmal riecht es drinnen nach schwerem Holz (fast nach Gelsenkirchener Barock) oder einfach nach Pizza, während draußen munter Handys (echte oder solche mit Zementfüllung) die Besitzer wechseln.
Die Zuwanderer und diese italienischen Ladenbesitzer haben nicht viel gemeinsam, und sie konkurrieren kaum noch um die gleiche Kundschaft. »Der Lauf der Zeit«, kommentiert ein Möbelhändler unter dem Segen von Padre Pio. Nebenan hält dagegen ein jüngst eröffnetes italienisch-philippinisches Geschäft Rabatte für Schuhe aus Burma bereit. Die Piazza Vittorio ist ein Ort des raschen Umsatzes geworden. Zurückgekehrt zu den Schildkrötenjünglingen und ihren Transparenten, wird klar, dass die Taktik der Casa Pound auch hier darin besteht, ihre Ziele als schon erfüllt zu beschreiben. Der erste Telefonanruf an das Komitee ruft dieses ins Leben. Dass es reale Schwierigkeiten gibt – mit reichen chinesischen Syndikaten, die längst in Beziehung stehen zur kalabrischen Mafia, deren Vorrücken nach Rom offiziell erst vor wenigen Wochen bestätigt wurde –, ist nicht zu verschweigen. Aber was soll »identitäre Politik« dagegen ausrichten? Eine Frau, die Handzettel mit dem Gesicht von Di Stefano überreicht, entpuppt sich als Spanierin aus Valencia. Warum sie für eine italienische Bewegung eintrete? Weil die Probleme in den Großstädten identisch seien. Und warum dann nicht bei den Linken, oder den Demokraten? Weil es kein rechts oder links gebe. In Spanien ja, aber in Italien sei dies anders. Der italienische Urbanethnologe möchte ein Foto der iberischen Schönheit schießen und landet zufällig mitten im Gesicht von Gianluca Iannone. Der Mann hat wirklich eine tiefe Stimme und eine Statur für das Foro Italico. Beflissen, brav, wie er es im Umgang mit Autoritäten gelernt hat, löscht der Urbanethnologe die Spuren seiner Grenzübertretung (die noch dazu von jedem italienischen Gesetz gedeckt war, schließlich handelte es sich um eine Demonstration). Zur Strafe werden jetzt wir ins Bild gesetzt, von den Handykameras der Begleiter Iannones. Protest bleibt aus. Später frage ich mich, was der Anlass der Veranstaltung und der Präsenz und Wachsamkeit des Vorsitzenden war: Wahlkampf, Vorkommnisse um die Piazza Vittorio? Stimmt, der »Giornata della Memoria«, an dem Italien der deportierten Juden gedenkt und Benignis »Das

Leben ist schön« auf allen Kanälen läuft, fiel auf dieses Wochenende. Aber so viel Zynismus? Nein, der Grund wird die in der Woche zuvor erfolgte Durchsuchung von Casa Pound in Neapel gewesen sein, mit dem Verdacht, die Gruppe habe illegal Waffen gesammelt und Anschläge geplant. Casa Pound Roma hat dann ihre seriöse Seite betonen wollen, die Eintracht mit Händlern, Jugendlichen, Arbeitslosen, Anwohnern eben (übrigens auch mit den Migranten – nicht nur, indem man mit ihnen unter denselben Arkaden stand, sondern auch, indem man zu Gesprächsabenden lud). Von einem Haus neben dem Casa-Pound-Stand prangte ein Plakat: »Gewalt gegen Frauen ist eine Niederlage für alle«. Es stammte nicht von einer rechten Partei, sondern von der CGIL, einer der größten Gewerkschaften. Wer die italienische Rechte studieren will, sollte sich mit ihrem Einfluss in den sindacati befassen. Er sollte überhaupt sehen, dass dort viel mehr Politik gemacht wird als in den teils operettenhaften Parteiinszenierungen. Und er sollte sich fragen, wie das eine auf das andere zurückwirkt.
Am Abend desselben Tages verschlägt es mich bei einem Rundgang auf den Colle Oppio. Vor dem Panorama des in Ehren ergrauten Kolosseums, im Rauch von Grillsteaks und unter Anfeuerungsrufen, kämpfen zwei offensichtlich aus Südamerikanern bestehende Mannschaften um einen Ball. Es ist wieder Ligaalltag im »Torneo Arcobaleno« – Integrationsturnier. Das Ganze wird auch noch für die Wiederwahl des »Ausländerbeirats« genutzt. Steigt man weiter hinauf, lustwandelt ein wenig zwischen Hügelgrün und den Backsteinresten der trajanischen Thermen, so kann man gelegentlich auf rückwärts der Antike angebrachte, ja, Hintertüren stoßen, die in die Keller der rechtsradikalen Jugend führen. Es gibt anarchofaschistische Aufkleber (»Fascismo! Nichilismo!«), auf denen gewaltige Körper prangen. Vielleicht werden da unten nicht nur Rockkonzerte gegeben, sondern man betreibt auch hier eine Form der cinghiamattanza, jenes pogoähnlichen Tanzes, bei dem man einander die Gürtel um die Oberkörper schlägt. Diese Form autoaggressiv-erotischer Leibesertüchtigung wird auch im zweiten Stock der CASA POVND betrieben. Heute überkleben die Aktivisten an den Plakatständen wechselseitig die Gesichter ihrer Helden. Die Rechte die Linke, die Halbrechte die ganz Rechte, die ganz ganz Rechte die Halbrechte.

7

Ich kenne ein paar Leute, die sich aus diesen Kreisen verabschiedet haben und Casa Pound wahlweise als Inszenierung oder mit echtem Neid betrachten. Sei es nicht das Problem der italienischen Rechten, versuche ich eine Provokation, dass sie, die sich immerzu als Avantgarde betrachtet habe, nur ein Vehikel der Normalisierung gewesen sei? Dass die militante Rechte in Italien ihre »Erfolge« zwar hatte (zum Beispiel die terroristischen Aktionen im Umkreis des Ordine Nuovo), diese ihr aber allesamt wieder genommen worden seien – nämlich durch die CIA, die in den sechziger und siebziger Jahren eine Südamerikanisierung des Landes betrieb, um zu verhindern, dass es aufgrund seiner starken Linken in den Ostblock abrutschte, und die deshalb im Rahmen einer »Politik der Spannung« jeden Anschlag deckte? Dass der Faschismus, dessen historische Wurzeln in die Arbeiterbewegung reichen, immer nur der Verbürgerlichung Vorschub geleistet habe? In den nächsten Tagen stelle ich diese Fragen fast allen, von denen ich weiß, dass sie oder ihre Familien sich einmal rechts engagiert haben. Und ich versuche, die Fragen mit der Casa Pound zu verbinden, mit dem »Fascismo del terzo millenio«, einem Begriff, der leer bleibt und der doch die in Niederlagen gewendeten Siege der Rechten bezeichnen soll. Die »Kultur von rechts«, die der Germanist und Archäologe Furio Jesi 1971 in seinem gleichnamigen Buch als Kultur der puren Mystifikation analysierte, ist aufgrund der Unausdeutbarkeit ihrer Symbole, deren Bedeutungen durch verschiedene Stufen des Insidertums dechiffrierbar zu sein versprechen, popkulturell anschlussfähig geworden (ein schönes Beispiel ist die Studie »Inside

Casa Pound«, die so tut, als verbürge schon das zur Erschließung benötigte Instrumentarium die Dignität der Codes). Casa Pound gibt vor, eine extrem öffentliche und eine extrem geheime Seite zu besitzen, genauso wie die großen italienischen Institutionen, man denke nur an die katholische Kirche. Genau wegen dieser Überspanntheit, der Eitelkeit und der zu erwartenden Macht- und Kompetenzrangeleien (die im Grunde ähnliche sein dürften wie in Beppo Grillos Movimento Cinque Stelle), wird sie künftig eher schwächer werden. In den Augen hipper Blogger ist die Geschichte der Casa Pound längst wieder vorbei. Allerdings ist auf längere Sicht auch folgendes Szenario möglich: Die als Partei existieren wollen, könnten sich abspalten, und die Casa Pound selbst könnte sich als Übergangsphänomen erweisen. Denn in Italien findet zurzeit eine Transformation der politischen Willensbildung statt, nachdem die alten Bündnisse von Parteien und gesellschaftlichen Gruppen (beispielsweise zwischen den Christdemokraten und der Kirche und zwischen den Linksdemokraten und den Gewerkschaften) brüchig geworden und die Konflikte, die der Berlusconismus zudeckte, offen zutage getreten sind. Italien wird so bald nicht zur Ruhe kommen. In der politisch umkämpften Provinzstadt Frosinone wurde vorvergangenen Samstag auf der Richterskala die Stärke 4,8 gemessen.

© Jungle World Verlags GmbH